

Inhalt

Vorwort	7
Die Logik der Praxis und der ›Bruch‹ mit dem Common Sense	9
Praxeologische Wissenssoziologie und konjunktiver Erfahrungsraum	14
Jugend- und Schulzeit	16
Studium und Diplomarbeit	22
Der Weg in die Rekonstruktive Sozialforschung	31
Nach dem Diplom	34
Die Distanz gegenüber der Organisation Universität	38
Dissertationsprojekt und Promotion	41
Das Habilitationsprojekt	48
Die Vermittlung der Projektergebnisse und der eigenen Methode	55
Der Einstieg in die Professur	63
Das Projekt über Hooligans und Rockbands	68
Das Projekt über Jugendliche türkischer Herkunft	83
Das Format der Forschungswerkstatt	86
Die Berliner Forschungswerkstatt und ihre Projekte	88
Der Bundesweite Methodenworkshop	110
Die Entwicklung der dokumentarischen Bildinterpretation	112
Dokumentarische Video- und Filminterpretation	122
Internationale Rezeption der Dokumentarischen Methode	127
Praxeologische Wissenssoziologie: neuere Entwicklungen	130
Mitglied im Fachkollegium der DFG	138
Praxisorientierung, Evaluationsforschung und die Gründung des ces e.V.	140
Die Praxis der Wissenschaft	142

Praxeologisch-wissenssoziologische Professionsforschung	145
Zukunftsperspektiven	155
Anmerkungen	160
Literaturverzeichnis	175
Sachregister	195
Zu den Autor*innen	201

Die Logik der Praxis und der ›Bruch‹ mit dem Common Sense

Du hast ja in deiner »Praxeologischen Wissenssoziologie« beziehungsweise auch im Bereich der Dokumentarischen Methode Bezüge zu unterschiedlichen grundlagentheoretischen Zugängen und auch zwischen ihnen hergestellt: Neben der Fundierung in der Mannheim'schen Wissenssoziologie sind dies vor allem die Ethnomethodologie, die Sozialphänomenologie von Alfred Schütz, die Identitätstheorie von Erving Goffman, die Kulturosoziologie von Pierre Bourdieu und die Systemtheorie von Niklas Luhmann. Was das Verhältnis der letzten beiden Klassiker der Moderne anbetrifft, so stellt sich die Frage, was diesen beiden überhaupt gemeinsam ist? Wenn man bedenkt, dass Luhmann als »Sozialtechnologe« bezeichnet wurde, wohingegen Bourdieu durch seine engagierte sozialpolitische Positionierung bekannt ist.

Eine wirklich intensive Auseinandersetzung mit Bourdieu habe ich ja erst vergleichsweise spät begonnen, im Grunde erst nach meiner Habilitation. In meiner Diplomarbeit stand die Ethnomethodologie im Zentrum. Und in meiner Dissertation habe ich dann neben neuen Wegen der qualitativen Sozialforschung nach Verbindungen zwischen der Ethnomethodologie, der Sozialphänomenologie und der Luhmann'schen Systemtheorie gesucht. Im Unterschied zum empirischen Teil meiner Dissertation finde ich dies aus heutiger Sicht nicht so überzeugend, aber als Lernprozess vielleicht sinnvoll. Eine klare grundlagentheoretische Position habe ich mir erst im Zuge meiner Habilitationsschrift erarbeitet, indem ich Fragen, die sich mir in der empirischen Analyse gestellt hatten, durch die genauere Lektüre der Arbeiten Mannheims in einer Weise einordnen und beantworten konnte, die bis heute für mich gültig ist. Erst auf dieser Grundlage hat dann auch meine Auseinandersetzung mit Bourdieu begonnen. Wobei diese letztlich allerdings wesentlich auf den kulturosoziologischen Kern seiner Werke fokussiert, nämlich auf seine *Habitus-theorie*. Meine Auseinandersetzung mit seiner Gesellschafts- oder Klassentheorie beschränkt sich im Wesentlichen auf Ansätze zu deren kritischen Reflexion – insbesondere unter methodologischen Gesichtspunkten.¹

Was mein Verhältnis zu Bourdieu anbetrifft, so lässt sich meine eigene kritische Perspektive auf die konventionellen sozialwissenschaftlichen Handlungs- und auch Erkenntnistheorien in mancher Hinsicht mit der von Bourdieu verwendeten Formel eines »Ethnozentrismus des Gelehrten« auf den Begriff bringen.² Diese Kritik zielt darauf, dass der spezifische Rationalismus, wie er in den sozialwissenschaftlichen Theorien dominant ist, keinen Zugang zur Logik der Praxis hat. Damit ist zunächst die Praxis derjenigen gemeint, die Gegenstand der Forschung sind. Bei der Beschäftigung mit der Professionalisierungsforschung, die in der letzten Zeit für mich ein zentrales Thema war, ist

mir dieses Problem noch einmal besonders deutlich geworden. Es zeigt sich nämlich, dass dort, wo die »Gelehrten«, hier also die Sozialwissenschaftler*innen, feststellen, dass die Struktur der Praxis ihrer eigenen rationalistischen Perspektive nicht entspricht, dies bei ihnen nicht zu weitergreifenden kritischen Betrachtungen der eigenen, also der sozialwissenschaftlichen, Rationalität führt. Vielmehr wird dies umgekehrt gegen die Praxis der Akteur*innen gewendet, deren Handeln vor diesem Vergleichshorizont dann prinzipiell als defizitär erscheinen muss.

Kannst du das vielleicht einmal ein wenig konkretisieren?

Beispielsweise besteht fast einhellige Übereinstimmung unter den dominanten Professionalisierungstheorien – sei es im Bereich des Lehramts oder der Sozialen Arbeit und der Frühpädagogik – dass die Steigerung des Reflexionsniveaus eine notwendige Bedingung darstellt, um den Praktiker*innen zu mehr Professionalität zu verhelfen. Dabei bleibt der Reflexionsbegriff definitorisch weitgehend ungeklärt. Es zeigt sich aber, dass damit überwiegend gemeint ist, die eigene Praxis mit Bezug auf sozialwissenschaftliche Theorien begründen, also deduktiv aus ihnen ableiten zu können. Diese deduktive Vorstellung der Beziehung von sozialwissenschaftlicher Theorie und professioneller Praxis wie ganz allgemein von Theorie und Praxis ist ein Charakteristikum rationalistischer Theoriebildung. Darin ist auch der Anspruch impliziert, dass sich die Praxis nicht nur an den Forschungsergebnissen sozialwissenschaftlicher Theorien zu orientieren hat, sondern auch an deren Logik, inklusive des in diesen Theorien geforderten Reflexionsverständnisses.

Dies lässt es sehr unwahrscheinlich werden, dass die Theorie aus der Praxis und deren Eigenlogik – hier also derjenigen der beruflichen Akteur*innen – zu lernen vermag. Dies erscheint aber deshalb notwendig, weil sich bei genauerer Betrachtung zeigt, dass auch in der Praxis komplexe Reflexionspotentiale impliziert sind. In der amerikanischen Diskussion um Professionalität wird von einer »reflection in action« gesprochen.³ Ich spreche hier von *praktischer* oder *impliziter* Reflexion.⁴ Deren Struktur ist den rationalistischen Theorien nicht zugänglich. Hier sind es die weitergreifenden Überlegungen Luhmanns zum Reflexionsbegriff, die meine Arbeiten schon früh beeinflusst haben.⁵ Deren Generalisierungspotential erlaubt es, den Reflexionsbegriff von der subjektiven Intention zu lösen und ihn für die Analyse auf der Ebene der Praxis beziehungsweise des impliziten Wissens fruchtbar zu machen.

Und diese implizite Reflexion hat fundamentale Folgen für das Praxisverständnis?

Genauer betrachtet, vermag die Sozialwissenschaft nicht nur aus der Praxis in ihrem Gegenstandsbereich nicht zu lernen, sondern auch nicht aus der eigenen

Praxis, also ihrer Forschungspraxis – was deren Struktur und Eigenlogik und eben auch deren (praktische) Reflexionspotentiale anbetrifft. Gemäß der immer noch dominanten erkenntnistheoretischen Position des sogenannten Kritischen Rationalismus mit seinem prominentesten Vertreter Karl Popper ist es – im Anschluss an Immanuel Kant – geradezu verboten, aus der eigenen Praxis in der Hinsicht zu lernen, dass methodologische Prinzipien und Regeln aus ihr heraus rekonstruiert werden können.⁶ Diese Prinzipien der methodologischen Selbstreflexion sind demgegenüber dem Anspruch nach aus philosophischen Erkenntnis- oder Wissenschaftstheorien abzuleiten, die somit der eigenen Praxis übergeordnet sind.

Unter anderem in dieser Hinsicht kommt für mich Niklas Luhmann ins Spiel, der hierfür den Begriff der »Hierarchisierung des Besserwissens« geprägt hat.⁷ Als Alternative zu den konventionellen rationalistischen Erkenntnistheorien hat er den »methodologischen Pragmatismus« als die »Erkenntnistheorie dieses Jahrhunderts«, in dem Fall also des zwanzigsten, identifiziert.⁸ Deren prägnante Positionierung, die vor allem auch gegen Karl Popper gerichtet war, hat sich zunächst vor allem im Bereich der Naturwissenschaften entwickelt.⁹ Aber bereits Karl Mannheim hatte sich in den 1930er Jahren gegen das Verbot einer empirischen, also in der Rekonstruktion der eigenen sozialwissenschaftlichen Praxis fundierten, Erkenntnistheorie gewandt.¹⁰ Verbunden mit diesem Verbot ist – vor allem aufgrund der Verpflichtung auf das Dogma der Hypothesenprüfung – auch die Eliminierung einer Theoriebildung, also einer *Generierung* von Theorien aus der empirischen Beobachtung heraus. Dies ist im Bereich der Sozialwissenschaften dann zuerst in der Grounded Theory, also von Barney Glaser und Anselm Strauss in den 1960er Jahren mit ihrer Forderung und Praktizierung der Theoriegenerierung in Frage gestellt worden – allerdings ohne weitergreifende methodologische Begründungen. Die skizzierte Hierarchisierung des Besserwissens findet in der standardisierten Forschung ihre Fortführung auch in der Beziehung der Forschenden zu den Erforschten, die letzteren keine Chance lässt, ihre Relevanz-, Wissens- und Wertesysteme unabhängig von den Vorgaben der Hypothesenmodelle zu entfalten.

Die Hierarchisierung des Besserwissens in der Beziehung von Theorie und Praxis findet sich also auf allen Ebenen des Forschungsprozesses und schließlich auch im Bereich des Verhältnisses der sozialwissenschaftlichen Expert*innen zu den beruflichen Akteur*innen. Auf der Grundlage der unhinterfragten Überzeugung des Vorrangs der Theorie vor der Praxis zeigt diese Hierarchisierung Tendenzen der Ignoranz gegenüber der Eigenlogik der jeweils subordinierten Ebene und im Falle von Abweichungen infolgedessen auch notwendigerweise Tendenzen ihrer Degradierung. Dabei kann die Praxis dem Anspruch, sich aus der Theorie zu deduzieren, prinzipiell nicht entsprechen. Denn die Logik der theoretischen Expertise ist eine andere als diejenige der Praxis. Ich spreche hier von der Diskrepanz zwischen *propositionaler* und *performa-*

tiver Logik.¹¹ Wenn Harold Garfinkel kritisiert, dass durch die konventionelle Soziologie aus einem Mitglied der Gesellschaft ein »dope«, also ein »Trottel« würde, was die Einschätzung seiner Urteilskraft anbetrifft,¹² so ist auch hier eine Kritik impliziert an der durch die rationalistischen Vorannahmen, durch die Fixierung auf den »rational man«,¹³ geprägten Hierarchisierung des Beserwissens.

Du verwendest bei der Erläuterung des praxeologischen Zugangs den Begriff der »Degradierung« im Sinne der Herabsetzung in einer Hierarchie, der Degradierung der Praxis durch die Theorie. Stellst du damit die Theorie grundsätzlich infrage?

Es geht ja um ein spezifisches, gleichwohl aber verbreitetes, wenn nicht: dominantes Theorieverständnis, dasjenige der *rationalistischen* Theorien. Man kann mit Bourdieu auch von den »theoretischen Theorien« sprechen, die sich in der Exegese großer Klassiker erschöpft,¹⁴ sich nicht aus der Rekonstruktion der Praxis entwickelt beziehungsweise sich dieser nicht stellt. Rekonstruktion der Praxis ist in einem doppelten Sinne gemeint: in demjenigen der Rekonstruktion der Praxis der Erforschten wie auch der eigenen, also der Praxis der Forschenden. Letzteres habe ich auch als Rekonstruktion der Rekonstruktion bezeichnet – im Sinne einer Rekonstruktion der eigenen rekonstruierenden Forschungspraxis. Nur so gelingt es, die rationalistischen Vorannahmen zu überwinden.

Ist denn dieser Rationalismus nur eine Eigenart der sozialwissenschaftlichen Theorien?

Diese rationalistischen Vorannahmen der Theoriebildung sind nicht nur eine Eigenart der *sozialwissenschaftlichen* Theoriebildung. Vielmehr gehören sie bereits zu den Grundprinzipien unserer Theorien im Alltag, der Theorien des Common Sense und sind wesentlich dort verankert. Das bedeutet, dass die skizzierte Diskrepanz oder Spannung, diejenige zwischen propositionaler und performativer Logik, unseren gesamten Alltag bestimmt. Alfred Schütz hat die Logik des Common Sense, also dessen zweckrationale und deduktive Struktur, präzise rekonstruiert, ohne aber zu sehen, dass diese allein der Ebene der *Theorie* entspricht mit ihrer propositionalen Logik, nicht aber der Praxis des Handelns mit seiner performativen Logik. In Übereinstimmung mit Bourdieu schließe ich mich seiner – unter anderem auch auf die Schütz'sche Theoriebildung bezogenen Forderung – an, dass die sozialwissenschaftliche Theoriebildung mit dem Common Sense zu »brechen« habe.¹⁵ Das impliziert zu Recht, dass auch die sozialwissenschaftlichen Theorien in vieler Hinsicht in ihrer Architektur nicht über den Common Sense hinauszudeuten vermögen, sozusagen eine Verdoppelung des Common Sense, der Alltagstheorien, darstellen. Und

dass sie demzufolge das, was eigentlich ihr Gegenstand sein soll, zu ihrer Methode machen.

Kannst du das noch einmal genauer erläutern – vielleicht am Beispiel?

Im Sinne von Alfred Schütz¹⁶ soll der sozialwissenschaftliche Beobachter sich den Zugang zum subjektiv gemeinten Sinn methodisch auf die Weise sichern, dass er sich am Modell des zweckrationalen Handelns orientiert. Diese Prinzipien liegen aber, wie Schütz selbst gezeigt hat, auch der Architektur von Common-Sense-Theorien zugrunde. Die Theoriearchitektur und die Methoden der sozialwissenschaftlichen Analyse sind somit mit denjenigen der Common-Sense-Theorien identisch. Wohlgemerkt geht es dabei aber um die *Theorien*, also das *explizite* beziehungsweise leicht zu explizierende Wissen, nicht um das implizite oder inkorporierte handlungsleitende Wissen, wie etwa den Modus Operandi des Habitus, und nicht um die impliziten Methoden, wie etwa die Dokumentarische Methode.

Und welche Bedeutung kommt der Luhmann'schen Systemtheorie in diesem Zusammenhang zu, also wenn es darum geht, mit dem Common Sense beziehungsweise den Common-Sense-Theorien zu brechen?

Luhmann hat diesen Bruch mit dem Common Sense, ohne ihn so zu benennen, in systematischer Weise und in einer Radikalität vollzogen wie kaum ein anderer. Dies hat die Konsequenz, dass ein durch Vorannahmen des Common Sense geprägtes Theorieverständnis sich schwertut, überhaupt Anschlüsse an seine Theorie zu finden. Wenn ich recht sehe, ist es dieser Bruch mit dem Common Sense beziehungsweise der damit verbundene Erkenntnisgewinn, welcher mich etwa seit der Mitte meines Studiums der Soziologie motiviert hat. Das heißt, ich habe gerade solche grundlagentheoretischen Zugänge zu favorisieren begonnen, die quer zum Common Sense liegen, die sich ihm dann allerdings auch nur schwer erschließen. Dies war neben der Systemtheorie und auch bereits vor ihr die Ethnomethodologie, die bereits meine Diplomarbeit bestimmt hat.

Die Luhmann'sche Systemtheorie bietet in einer umfassenden Systematik eine begrifflich-theoretische Alternative zu den rationalistischen Theoriebildungen mit ihren Prämissen der Zweckrationalität des Handelns und der deduktiven Logik, wie diese wesentlich im Common Sense verankert bleiben. Eines seiner frühesten Werke trägt den Titel »Zweckbegriff und Systemrationalität«.¹⁷ Über den damit verbundenen Bruch mit dem Common Sense hinaus, aber auch als dessen Konsequenz, verbindet ihn mit Bourdieu und ebenso auch mit Mannheim, dass nicht der Zugang zum Individuum, zum Subjekt und zu dessen Intentionen, zum subjektiven Sinn, und nicht einmal zum individuellen Habitus Grundlage sozialwissenschaftlicher Analyse sein kann, sondern dass

der Weg der Analyse grundlegend über die »Kommunikationssysteme«, über den kollektiven Habitus im Sinne von Bourdieu oder eben – wie in der Praxeologischen Wissenssoziologie – über die kollektiven oder konjunktiven Erfahrungsräume führt.

Luhmann und Bourdieu sowie der Praxeologischen Wissenssoziologie ist auch gemeinsam, dass das, was ich als die Differenz oder Diskrepanz zwischen der propositionalen und der performativen Logik, schlagwortartig: von Norm und Habitus, bezeichnet habe, auch bei ihnen von zentraler – wenn auch natürlich nicht: identischer – Bedeutung ist. Bei Luhmann begegnet uns dies in der Differenzierung von Bewusstseins- und Kommunikationssystemen und bei Bourdieu in der Differenzierung von Regel und Habitus. Bourdieu geht dabei allerdings mehr oder weniger umstandslos von der Einverleibung oder eben Inkorporierung des Nomos, also der Norm oder Regel, durch den Habitus, aus. Bei Luhmann erweisen sich für die Bewältigung dieses Problems Ausführungen zur Kybernetik der Beziehung von System und Umwelt als relevant. Diese vermochte ich aufgrund ihres Abstraktionsniveaus zunächst allerdings nur schwer auf dieses Problem zu beziehen.

Praxeologische Wissenssoziologie und konjunktiver Erfahrungsraum

Kannst du dieses Problem aus der Perspektive der Praxeologischen Wissenssoziologie noch einmal genauer erläutern?

In der Praxeologischen Wissenssoziologie wird diese Relation, dieses Verhältnis, als eines der Beziehung zweier grundlegend unterschiedlicher Formen des *Wissens* verstanden: Dies ist einerseits das *propositionale* Wissen mit seiner zweckrationalen und deduktiven Logik, die sich sowohl in unseren Common-Sense-Theorien als auch in den normativen Erwartungssystemen und Programmen findet. Auf der anderen Seite stehen die *performativen*, in unsere interaktive Praxis eingelassenen und diese strukturierenden, Wissensbestände. Erstere habe ich auch als Orientierungsschemata und letztere als Orientierungsrahmen oder Habitus bezeichnet.¹⁸ Ich habe hiermit an die Doppelstruktur oder »Doppeltheit« des Wissens bei Karl Mannheim angeschlossen, diejenige von *kommunikativem* und *konjunktivem* Wissen.¹⁹ Die Bewältigung der Diskrepanz zwischen diesen beiden Wissensebenen, die ich schlagwortartig als die Diskrepanz von Norm und Habitus begrifflich gefasst habe, vollzieht sich im »konjunktiven Erfahrungsraum« im Sinne von Karl Mannheim. Wenn die Praxis kontinuierlich aufrechterhalten werden soll, muss das Produkt dieser Bewältigung dann wiederum eine – modifizierte – Praxis sein. Deren Struktur habe ich als »Orientierungsrahmen im weiteren Sinne« bezeichnet.²⁰ Während